

Meine Sepikfahrt : eine Sammelreise für das Bernische Historische Museum

Autor(en): **Wirz, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums**

Band (Jahr): **31 (1951)**

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1043189>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MEINE SEPIKFAHRT

EINE SAMMELREISE FÜR DAS BERNISCHE HISTORISCHE MUSEUM

PAUL WIRZ

Am 8. Januar 1950 brachte mich ein kleines Regierungsboot von *Madang* nach dem Sepik. Damit ging für mich ein Wunsch in Erfüllung, den ich ein Vierteljahrhundert in mir getragen hatte. Daß sich in dieser Zeitspanne sehr viel verändert haben würde, wußte ich, auch ohne mit jemandem darüber gesprochen zu haben, und doch waren viele Fragen und Zweifel in mir, die, je näher ich dem Ziele kam, in mir brennender wurden. Mit wem ich auch in Madang über die jetzigen Verhältnisse im Sepik-Gebiet gesprochen hatte, immer wieder bekam ich die gleiche unerfreuliche Aussage zu hören, daß für einen Ethnographen nichts, aber auch gar nichts mehr dort zu suchen sei. Missionare, Kaufleute, Regierungsbeamte, und nicht zuletzt die große Zahl von Ethnographen, die den Sepik bereist oder sich mehr oder weniger lange Zeit dort aufgehalten hatten, sollten, wie es hieß, längst mit allem, was die Eingeborenen einstmals dort hergestellt und besessen, aufgeräumt und weggeschleppt haben, was sie überhaupt wegzuschleppen vermochten. Wohl stünden noch ein paar *tambrans* (Kulthäuser)¹, so vernahm ich weiterhin von Leuten, die Bescheid zu wissen angaben, aber sie stünden heute leer. Weg sei längst aller alte Kram, der das Herz eines Ethnographen heute mehr denn je zuvor höher schlagen ließe, dazu der größte Teil der Eingeborenen bekehrt, und somit sei es auch mit den Sitten und Gebräuchen der früheren Zeit endgültig vorbei. Das waren Aussagen, die sehr wenig ermutigend klangen, und schon war ich drauf und dran, das ganze Vorhaben aufzugeben, um nicht eine große Enttäuschung zu erleben und eine Menge Geld für ein von vornherein zweckloses Unternehmen wegzuwerfen. Es gab aber auch wenige andere Stimmen. Zu diesen gehörte ein eingeborener Polizist, der in Madang stationiert war, doch aus der Gegend von *Angoram* am Sepik stammte.

Mit diesem redete ich oft über meine Pläne und fragte ihn, so gut es ging, über die heutigen Verhältnisse im Sepik-Gebiet aus. «Gibt es noch *tambrans* am Sepik?», das war es, was ich vor allen Dingen von ihm beantwortet wissen wollte. «Oh, plenty *tambrans*, master, you will find everywhere», gab er zurück. Das beruhigte mich wiederum. Warum sollte der Mann, der doch die Verhältnisse am allerbesten kannte, nicht die Wahrheit sagen? Was mochten schließlich die paar Weißen wissen, was in den unzähligen Dörfern oberhalb von Angoram bis hinauf nach *Malu* noch zu finden sei.

¹ Unter der gleichen Bezeichnung werden auch alle im Kulthaus verwahrten Objekte, wie Masken, heilige Flöten, geschnitzte Figuren usw. zusammengefaßt.

Sie mochten wohl Angoram und *Ambunti*, eventuell auch die paar Missionsstationen, aber sicherlich nicht jedes Dorf und jedes Haus durchsucht haben und bestimmt nicht alle die vielen Siedelungen, die nicht direkt am Fluß liegen, kennen. Auch wußte ich, daß die Japaner bloß auf Angoram und die paar Missionsstationen Bomben abgeworfen hatten und nicht über das erstgenannte hinausgekommen waren. So faßte ich von neuem Vertrauen in die Sache und ließ mein Gepäck auf das gerade nach dem Sepik abgehende Boot bringen und fuhr, wie schon so oft, dem Ungewissen entgegen.

Natürlich war ich auch jetzt noch weit davon entfernt, mir irgendwelche Illusionen zu machen und war mir auch nach wie vor all der Schwierigkeiten bewußt. Ich wußte, daß ich nie und nimmer so ohne weiteres ohne Motorboot den Fluß hinauffahren konnte. Im Befahren von Flüssen hatte ich im Laufe der früheren Reisen reichlich Erfahrungen erworben, aber ich hoffte, auf alle Fälle irgendeine Gelegenheit zu finden, um mit einem in Angoram stationierten Motorboot ein Stück weit den Fluß hinaufgebracht zu werden. War ich einmal « oben », so sollte es nach allem, was ich vernommen hatte, ein Leichtes sein, mit Kanus den Fluß wieder hinunterzufahren. So hatte ich es wiederholt auf andern Flüssen im Süden der Insel getan. Warum sollte es hier am Sepik anders sein?

Das Gebiet zwischen Angoram und *Ambunti* ist reich besiedelt, und die Eingeborenen sind wohl die kunstfreudigsten der ganzen Insel. In früherer Zeit gab es hier kaum ein Gerät, das nicht auf irgendeine Weise verziert war. Die Holzschnitzkunst trieb die phantastischsten Blüten. Kein Wunder, daß der Sepik immer wieder das Ziel von Sammlern und Ethnographen war. Die Deutschen hatten den Anfang gemacht, dann kamen Engländer, Dänen, Schweizer, Schweden und vor allem Amerikaner. Jeder sammelte und holte weg, was er konnte, mancher ganze Schiffsladungen voll. Die Museen füllten sich, und in den Privatsammlungen zählten die Sepik-Schnitzereien zu den seltsamsten und meistbegehrten Stücken. Heute ist es bereits so, daß mancher leidenschaftliche Sammler bereit ist, namhafte Summen für ein Sepik-Idol oder eine einzige Maske aus diesem Gebiet auszugeben. Aber die guten Stücke werden seltener und seltener, und bald werden die Tage gezählt sein, wo das letzte, noch einigermaßen gute, nach alter Väter Weise gearbeitete Stück weggeschleppt wird. Maßnahmen, die von der Regierung ergriffen worden sind, um die letzten Reste zu schützen, sind insofern zu verurteilen, als die Museen in Australien bis zum Bersten vollgepfropft sind, aber die dort ruhenden Gegenstände der Wissenschaft größtenteils unzugänglich und überdies dermaßen schlecht untergebracht sind, daß sie im Verborgenen genau so dem Untergang entgegengehen. Publiziert wird nur selten etwas, und fremde Ethnologen, die sich für die Sachen interessieren, sind im allgemeinen wenig willkommen. Bis zum Ausbruch des japanischen Krieges gab es in Rabaul und desgleichen in Port Moresby ein kleines Museum, in denen die schönsten und seltsamsten Stücke untergebracht waren. Als der Krieg ausbrach, fiel es weder den Wissenschaftlern noch der Regierung ein, die Stücke in Sicherheit zu bringen. Beide Museen mitsamt ihrem Inhalt verschwanden spurlos.

Abends erreichten wir *Bogia* und verbrachten dort die Nacht, was mir sehr willkommen war, da ich den ganzen Tag unter Seekrankheit gelitten hatte. Dieser große Ort weist heute nichts Besonderes mehr auf, und das einzig Sehenswerte, was ich zu Gesicht bekam, war eine alte, reich beschnitzte Schlitztrommel, die vor dem Polizeigebäude aufgestellt war und dazu diente, die Leute zusammenzutrommeln, wenn irgend etwas mitzuteilen war.

Am folgenden Morgen fuhren wir weiter, vorbei an der majestätischen Vulkaninsel *Menam*, deren Anblick mich dermaßen fesselte, daß ich beschloß, ihr, wenn irgend möglich, auf der Rückreise einen Besuch abzustatten. Das Meer war ruhiger geworden, und so erreichten wir bereits in den frühen Nachmittagsstunden die Mündung des *Ramu*-Flusses und bald darauf auch die des *Sepik*. Lange wollte ich nicht glauben, daß dies nun wirklich der mächtige Sepik-Strom, einer der größten, auf alle Fälle der längste der Insel sein sollte. Da nahmen sich der Digul, der Eilanden-Fluß, der Turama und der Fly-river an ihren Mündungen ganz anders aus. Das waren Flüsse, an der Mündung so breit, daß man das andere Ufer kaum oder überhaupt nicht zu sehen vermochte. Da fuhr man gut einen Tag flußaufwärts, ohne überhaupt zu merken, daß man in einem Fluß war. Wie unscheinbar erschien demgegenüber dieser Fluß, in den wir nunmehr einbogen. An der Mündung lag ein Dorf mit « zivilisierten » Eingeborenen; dann war lange nichts mehr von menschlichen Ansiedelungen zu sehen. Die üblichen Mangroven und Nipah-Palmen umsäumten die Ufer, und weithin stand der Busch zur Flutzeit unter Wasser, so daß eine Besiedelung in dieser Zone ohnehin nicht in Frage kommen konnte.

Ich hoffte, daß wir noch diesen Abend Angoram erreichen würden, erfuhr jedoch erst nachträglich, daß der Kapitän die Absicht hatte, die Nacht bei Marienberg zu verbringen. Das kam mir sehr gelegen, so würde ich die Gelegenheit haben, gleich die Missionsstation zu besuchen und mit den Vätern über meine Absichten zu sprechen. Indessen wurde es zehn Uhr, bis wir anlangten, und nun vernahm ich auch, daß die Missionsstation fast eine halbe Stunde von der Landungsstelle entfernt sei. So beschloß ich, den Besuch auf den folgenden Tag zu verlegen. Es war ein Sonntag, und das Boot würde, wie ich vernahm, erst am Mittag nach Angoram weiterfahren.

In aller Frühe machte ich mich nach der Missionsstation auf. Das alte Gebäude war während des japanischen Krieges von herabgeworfenen Bomben vollkommen zerstört worden, aber jetzt stand bereits ein neues Wohnhaus an dessen Stelle, und die ebenfalls zerstörte Kirche war durch einen provisorischen Neubau ersetzt worden. Leider wurde meine Hoffnung, von den Vätern positive Angaben hinsichtlich meiner Weiterreise zu erhalten, besonders aber die im Stillen gehegte Möglichkeit, von ihrem Motorboot Gebrauch machen zu können oder mich auf einer Fahrt flußaufwärts anschließen zu dürfen, von vorneherein zunichte. Das einzige Boot, das sie besaßen, war defekt, eine Reparatur mit den hier zur Verfügung stehenden Mitteln unmöglich. Sie selbst sahen sich genötigt, die Hilfe anderer in Anspruch zu nehmen. Vollends enttäuschte mich die Aussage, daß für einen Ethnographen

nichts mehr zu bekommen sei. « Sehen Sie », sagte einer der beiden Väter und deutete auf zwei an einer Wand hängende langnasige Masken, « das sind die einzigen Stücke, die ich in den drei Jahren, die ich nun hier bin, auftreiben konnte. Es ist wirklich Mühe und Kosten nicht wert, den Fluß hinaufzufahren, bloß um noch etwas eintauschen zu können. Viele waren vor Ihnen hier und sind enttäuscht wieder umgekehrt. » Niedergeschlagen trat ich den Rückweg zum Boot an. Nicht bloß die entmutigende Aussage, die ganze Aufnahme hatte mich enttäuscht, und irgendwie vermochte ich das Gefühl nicht loszuwerden, daß die mir gemachten Angaben nicht ganz der Wahrheit entsprachen.

Mittags fuhr das Boot weiter und nahm außer mir noch einen der beiden Väter mit, der gleichfalls den Fluß hinauf wollte, um sich nach einem mit dem Motorboot zwei Tagereisen weit entfernten Dorf zu begeben, wo die Eingeborenen ihm zu Ehren ein Fest feiern wollten.

Nach zwei, drei Stunden Weiterfahrt langten wir in Angoram an, wo ich mich sogleich dem D. O. (District-Officer) vorstellte und wegen einer Unterkunft fragte. Er wies mich nach dem ein paar hundert Meter entfernten « Rasthaus » und ließ auch meine Sachen hinbringen. Es war ein quadratischer Raum mit Wänden bis zur halben Höhe, ohne irgendwelche sanitäre Einrichtung in der Nähe, wie sie sonst bei einem jeden Rasthaus zu finden ist. Ringsum stand das Gras meterhoch und der zuführende Weg, wenn man überhaupt von einem Weg reden konnte, war ein Morast im wahren Sinne des Wortes. Dieser « Weg » führte weiter zum Anwesen eines Chinesen, der prominentesten Persönlichkeit von Angoram, von der ich bereits in Madang gehört hatte. Dann folgten zwei Hütten, in welchen Weiße hausten, von denen der eine eine bessere Residenz am *Keram*-(Töpfer-)Fluß besaß, der andere sich mit der Rekrutierung von Eingeborenen für die Goldminen von *Bulolo* befaßte.

Im ganzen machte Angoram einen wenig erfreulichen Eindruck. Alles war rasch hingeworfen, unfertig, primitiv, obschon es gewiß nicht an Baumaterial fehlte, denn ein Sägewerk lieferte Holz von allen Baumarten des Urwaldes. Um so weniger war zu verstehen, daß die Häuser, in denen die Weißen wohnten, so unsorgfältig und lieblos hingebaut worden waren, von den Hütten der Eingeborenen, der Polizeistation, dem Eingeborenenspital und anderen Gebäulichkeiten nicht zu reden. Besonders aber waren es die hygienischen Verhältnisse, die jeder Beschreibung spotteten. Der Fluß bildete natürlich die einzige Bade- und Waschgelegenheit für die Schwarzen, daneben war das Ufer von kleinen, über dem Wasser erbauten Hüttchen und Verschlägen umsäumt, die den intimeren Zwecken dienen sollten, was aber nicht hinderte, daß das Flußwasser auch zur Löschung des Durstes und zu Kochzwecken verwendet wurde. Um so bedenklicher, wenn man in Erwägung zog, daß das Hospital mit getrennten Räumen für Männer und Frauen unter der Leitung eines weißen Arztes stand, und überdies der in *Wewak* stationierte Oberarzt hin und wieder eine Inspektionsreise nach Angoram und den flußaufwärts gelegenen Siedelungen der Eingeborenen unter-

nahm. All das empfand ich in dem mitten im Eingeborenenviertel gelegenen Rasthaus doppelt unangenehm; dazu kam die Moskitoplage, wie ich sie nie zuvor, nicht einmal in Merauke, in diesem Ausmaß erlebt hatte, und die Frage nach der Beschaffung von einigermaßen einwandfreiem Koch- und Trinkwasser und irgend etwas Genießbarem, seien es auch bloß ein paar Bananen oder Papayafrüchte. Nichts, gar nichts war zu bekommen, und so war ich buchstäblich auf die mitgebrachten Konserven, Biscuits, Tee und Pulvermilch angewiesen.

Natürlich ging mein ganzes Sinnen und Trachten dahin, so rasch wie möglich weiterzukommen. Ich begab mich daher sofort zum Chinesen, der, wie ich wußte, ein großes Motorboot besaß und ziemlich regelmäßig den Fluß hinauffuhr. Eigentlich hatte ich ihm schon von Madang aus schreiben wollen, aber damit hätte ich auch nicht mehr erreicht. Es war ein älterer, bereits ergrauter Herr, wie man sie in diesem Alter sonst nicht häufig hier draußen zu begegnen pflegt, da jeder, sobald er genügend Geld erspart hat, nach seinem Vaterland zurückzukehren liebt, um dort in Ruhe seine Tage zu beschließen.

Was ich zu fragen hatte, war bald gefragt, und Chi Li Ong, wie der weit und breit bekannte Mann hieß, erklärte sich bereit, mich mitzunehmen. Nächste Woche würde er den Fluß hinauffahren, und das Zurückkommen mit Kanus würde weiter keine Schwierigkeiten bereiten. So hatte ich genügend Zeit, mich auf die Fahrt flußaufwärts vorzubereiten.

Das Hauptgeschäft Chi Li Ong's bestand darin, junge Eingeborene für die Goldminen und Plantagen zu rekrutieren, wie es schon zur Zeit der Deutschen geschah. Das riesige, gut besiedelte Gebiet schien in ganz besonderem Grade dazu geeignet zu sein. Aber während man früher sehr oft nur mit List die Eingeborenen dazu bringen konnte, für ein, zwei Jahre ihre Dörfer zu verlassen und für den weißen Mann zu arbeiten, hatten sich die Verhältnisse in den vergangenen fünfzehn, zwanzig Jahren vollkommen geändert. Die Regierung wachte scharf darüber, daß die Eingeborenen gut behandelt wurden, den vorgeschriebenen Lohn und volle Verpflegung bekamen und nach Ablauf des Kontraktes wieder nach ihrem Dorf zurückgebracht wurden. Die Löhne waren gestiegen, die Ansprüche der Eingeborenen ebenfalls, auch wußten sie sehr wohl, daß sie von der Regierung geschützt und nicht mehr übervorteilt oder ausgenützt werden konnten. So waren die jungen Leute heute anders eingestellt. Das Anwerben und Herbeischaffen von Eingeborenen bildete noch immer eine sehr einträgliche Verdienstquelle, doch brauchte es viel Erfahrung dazu, und diese besaß Chi Li Ong wie kaum ein anderer. Er scheute denn auch nicht, mit seinem Motorboot in alle die kleinen Creeks und Lagunen hineinzufahren zu den entlegenen Siedelungen, wo er immer wieder Leute für seine Zwecke finden konnte. Daneben, und das war ein nicht minder einträgliches Geschäft, brachte er mit seinem Boot mit, was die Eingeborenen heute begehren. Sein Boot war in der Tat mehr oder weniger ein fahrender Kaufladen, in welchem buchstäblich alles zu haben war, was für den Kanaken von Belang war.

In der brütenden Hitze eines Nachmittags fuhren wir ab und erreichten kurz vor Einbruch der Dunkelheit *Jabuai*, wo wir die Nacht verbrachten. Ich machte den üblichen Rundgang durchs Dorf, erstand ein paar geschnitzte Doppelhaken und beeilte mich, in einer noch unvollendeten, auf hohen Pfahlenden ruhenden Hütte das Moskitonetz aufzuspannen, eine Angelegenheit, die immer besondere Sorgfalt erheischt. Am andern Morgen ging es weiter, stundenlang durch die immer gleiche, monotone Landschaft, die nicht die geringste Abwechslung zeigte: unabsehbare Grasflächen ohne jeglichen



Abb. 37. Sepiklandschaft (Aufnahme P. Wirz).

oder mit nur sehr spärlichem Baumwuchs, und jetzt, zur Regenzeit, stand das Land weithin unter Wasser. Nur ab und zu fuhr man an einer Siedelung entlang. In langen Reihen zogen sich die Hütten am Flußufer hin; so vermochte man vom Boot aus fast jedes Haus zu sehen.

Mittags erreichten wir die kleine Missionsstation *Timbunke*, die in der brütenden Hitze des Mittags die ganze Trostlosigkeit eines nach hier verschlagenen Weißen zum Ausdruck brachte. Tatsächlich hatte ich mich in meinen Erwartungen nicht getäuscht. Mehr aus Neugier als sonst einem Grunde wollte ich mir das Anwesen des frommen Mannes näher ansehen, der sich tatsächlich als das erwies, was ich erwartet hatte: einen durch und durch verbitterten Menschen, der das Los, das er sich selbst gewählt, nicht

zu meistern vermochte. Seine Behausung bestand aus einem schuppenähnlichen Gebäude mit zwei Räumen, von denen je die Hälfte von einem riesigen, von der Decke herabhängenden Mückennetz eingenommen wurde. Der eine war der Schlaf-, der andere der Arbeitsraum. Unter einem der beiden Mückennetze liegend oder sitzend, verbrachte dieser fromme Mann den größten Teil seines Lebens. Ein kleines, aus Buschmaterial erbautes Kirchlein stand etwas abseits; sonst war weit und breit kein Haus zu sehen. Die eigentliche Ortschaft Timbunke, von der einst die wunderbarsten Schnitzereien in die verschiedenen Museen gelangten, lag etwas abseits. Unabsehbar dehnte sich die Grasfläche ringsum, durchzogen vom Fluß, der seine gelbbraunen Wasser unabänderlich nach Norden führte. Kein Wunder, wenn unter solchen Lebensbedingungen und in solcher Umgebung ein Mensch, und mag er noch so eifrig seinem Gott dienen, auf seine Mitmenschen an Stelle von Güte und Friedfertigkeit Gitehässigkeit und Bosheit ablädt, wie er es dann auch bald darauf mir gegenüber tat. Sicherlich mochten nicht viele weiße Besucher ihn in seiner Einsiedelei aufsuchen und mit irgendeinem Anliegen zu ihm kommen. Aber auch mir lag solches völlig fern. Das einzige, was ich begehrt hätte, wäre ein Glas frisches Wasser gewesen. Mitten im Wohn- und Arbeitsraum stand ein geräumiger Eiskasten, aber es wäre dem frommen Mann nicht eingefallen, mich zu fragen, ob ich etwas begehre. Um so eifriger bemühte er sich, seinem Freunde Chi Li Ong alle möglichen «drinks» anzubieten. Ich aber war wohl nach seiner Meinung ein fremder Eindringling und somit auch nicht eines freundlichen Wortes wert. Selbst einen Stuhl zum Sitzen mir anzubieten kam ihm nicht in den Sinn. Als er für einen Augenblick den Raum verließ, holte ich mir das gewünschte Wasser selbst aus dem Eisschrank und kehrte aufs Boot zurück.

Groß aber war meine Überraschung, als nach einer Weile der Chinese mit dem frommen Mann zusammen aufs Boot kam. Dieser hatte sich plötzlich entschlossen, von der Gelegenheit Gebrauch zu machen und ein Stück weit den Fluß mit hinaufzufahren. Indessen kehrte er wieder nach seiner Behausung zurück, um das Nötigste mitzunehmen, noch dies und jenes in Ordnung zu bringen und die Türen zu schließen. So verstrich eine geraume Zeit, bis er endlich wieder erschien, diesmal mit einem Kofferchen, das einer der Jungen für ihn trug, während wir in der Mittagshitze fast zerschmolzen. Dann ging es endlich weiter, aber die Anwesenheit des neuen Fahrgastes war für mich wenig erfreulich. Denn jetzt machte sich dieser an mich heran, begann mich nach allen Richtungen hin auszufragen und überschüttete mich mit giftigen Bemerkungen und Anspielungen hinsichtlich meiner Tätigkeit und meines Herkommens, so daß ich mich schließlich genötigt sah, ihm klipp und klar zu erklären, daß ihn das alles nichts angehe. Aber so ohne weiteres ließ sich der fromme Mann nicht abweisen. Jetzt schien er erst recht darauf bedacht zu sein, zu zeigen, wer er sei, und mir zu erklären, daß mein Kommen und meine Anwesenheit hier im Lande völlig überflüssig seien. Aber nicht genug damit. Wie von einem bösen Geist aufgestachelt, kam er alsbald auch auf die Politik zu sprechen und bewarf mich mit den dreckigsten

Anspielungen. Ich beschloß, um die Unterhaltung endgültig abubrechen, mich vollkommen in Stillschweigen zu hüllen. So verlief der Rest der Fahrt.

Häufiger fuhren wir jetzt an Siedelungen vorbei, die entweder direkt am Fluß oder aber an einer Lagune lagen. Die Hütten waren von schlanken Palmen und schattigen Bäumen umstanden und zeigten noch durchwegs die alte Bauweise. Da und dort sah man auch die in schlanke Spitzen oder Türmchen auslaufenden Giebel eines mächtigen Kulthauses aus dem Grün emporragen. Wir befanden uns jetzt im großen Kunstgebiet, mit dem ich demnächst näher Bekanntschaft machen sollte.

Am folgenden Tage erreichten wir in den Nachmittagsstunden *Sawanok*, wo ich auszusteigen beschloß, denn in der nächsten Siedelung, wo der Chinese einen kleinen Kaufladen besaß und ein paar Tage zu bleiben gedachte, bevor er die Rückfahrt wieder antreten wollte, würde ich, wie er meinte, schwerlich Kanus für die Talfahrt finden. So verließ ich hier das Boot, wünschte dem «frommen Mann» alles Gute und ließ meine Sachen nach dem Rasthaus bringen. Gleich darauf trat ich den Rundgang durch die Ortschaft an. Da standen noch die alten, auf hohen Pfählen erbauten Hütten mit all den Geräten, wie ich sie von den Museen her kannte. Längs den Wänden standen kunstvolle Töpfe, die Sago oder auch bloß Wasser enthielten, da gab es weiterhin geschnitzte Hocker, und vom Dachgebälk hingen allenthalben wundervoll gearbeitete Haken herab, in allen möglichen Formen und Ausführungen, an denen die Hausinsassen ihre Schätze aufzuhängen pflegten, damit sie vor den Ratten sicher seien. Ein einziger Blick durch den rauchgeschwärtzten Raum des ersten Hauses, das ich betrat, und schon wußte ich, daß alles, was mir in *Madang* und sogar auf der Missionsstation Marienberg hinsichtlich des Nichtvorhandenseins von Schnitzereien irgendwelcher Art gesagt worden war, keineswegs der Wahrheit entsprach, aber es konnte mir jetzt gleichgültig sein, ob bloße Unwissenheit oder aber Bosheit dahinter steckte. Weiter wanderte ich in Begleitung von jung und alt von Haus zu Haus, und allenthalben stellte ich fest, daß alles noch so war wie zu der Väter Zeiten.

Einige Stücke wurden sogleich eingetauscht, doch die größeren, alten Stücke als unverkäuflich erklärt. Nichts vermochte den Besitzer zu bewegen, ein solches altes, ehrwürdiges Stück herzugeben. Mit Genugtuung stellte ich dies fest, denn es bewies mir, daß die gute, alte Zeit noch nicht unwiderlich vorbei war.

In einem der Häuser entdeckte ich u. a. auch einen modellierten Kopf, der auf einem Ständer untergebracht war, aber da der Besitzer fünf Pfund dafür verlangte, so verzichtete ich vorderhand auf den Ankauf, in der Hoffnung, morgen ein günstigeres Angebot zu bekommen. Aber ich hatte mich getäuscht. Am folgenden Morgen war der Kopf verschwunden. Um keinen Preis war der Besitzer gewillt, ihn überhaupt noch zu veräußern. Ein anderes Stück, das ich gekauft hatte, war wieder entwendet worden. Das ließ mich wieder einmal erkennen, welchen Schwierigkeiten man begegnet, wenn man ganz auf sich selbst angewiesen ist und keinen Menschen um sich

hat, dem man vertrauen kann. Auch sonst waren mir allerhand Kleinigkeiten wie Seife und Rasierklingen entwendet worden. Ich hatte gar nicht damit gerechnet, daß hier die Eingeborenen von Haus aus unehrlich und diebisch veranlagt sind, da ich vorher mehrere Wochen im Hochland zugebracht hatte, wo mir nie das Geringste abhanden gekommen war. Aber es nützte mir auch nichts, auf der Hut zu sein. Das Rasthaus besaß, wie alle Rasthäuser im Lande, nicht einmal eine Türe, und ständig meine Sachen zu überwachen war ein Ding der Unmöglichkeit.

Am Ende des langgestreckten Dorfes befand sich das Kulthaus: ein alter, ehrwürdiger Bau, in dem noch immer der Geist vergangener Zeiten waltete. Mein Blick fiel auf einen sehr alten, bereits von den Termiten angefressenen Figuren- oder Geisterstuhl, der in früherer Zeit für die Abhaltung der rituellen Festlichkeiten von Bedeutung war¹. Starr blickten die runden, scheibenförmigen Augen aus dem etwas konkaven Gesicht, aber es war zwecklos, darum zu feilschen. «Er ist nicht verkäuflich», erklärte ein noch jüngerer Mann, der wohl eine bedeutende Rolle im Gemeindewesen spielte. «Unser ganzes Wohlergehen hängt davon ab. Gäben wir ihn weg, so würden wir krank werden. Von altersher steht er hier und wacht über unser Geschick. Unser ganzes Dasein ist mit ihm verknüpft, und wenn wir ihn weggeben, so werden unsere Vorfahren, die ihn herstellten, erzürnt sein.» Ernst und überzeugend klangen seine Worte. «He is strong too much; strong from the ground», fügte er hinzu. Ich wußte, wie dies zu verstehen sei. Mächtige Kräfte erfüllten dieses rohe Bildnis, das jedenfalls einen der Vorfahren, einen der Klanväter, darstellen sollte und dessen «Geist» selbst in ihm hauste. So war es ausgeschlossen, daß man sich von ihm trennen konnte.

Ungeachtet des strömenden Regens schickte ich mich an, zwei weitere, in der Nähe gelegene Siedelungen aufzusuchen. Man hatte dort bereits vernommen, daß ich gekommen sei, um alte Schnitzereien einzutauschen oder zu kaufen und hatte etliche Stücke für mich bereitgelegt. Es waren auch hier wiederum vornehmlich Figuren, die auf einer Mondsichel standen, also Doppelhaken, an denen man die verschiedensten, in den Häusern untergebrachten Gegenstände aufzuhängen pflegt. Inwieweit Monddarstellungen bei diesen Objekten tatsächlich mit hineinspielen, möchte ich nicht ohne weiteres entscheiden. Handelt es sich doch um ein uraltes, weitverbreitetes Motiv, das hier den Mond oder aber ein Eberhauerpaar, in Indonesien und in Hinterindien jedoch Büffel- oder Kuhhörner darstellen kann.

Mit den eingehandelten Sachen nach meinem Standquartier zurückgekehrt, gab ich dem «*Luluai*» zu wissen, daß ich nach der weiter flußabwärts gelegenen Siedelung gebracht zu werden wünschte. Der Regen hatte nachgelassen, und die Luft war angenehm frisch. «Das wird keine so große

¹ Nach den einen soll er zum Niederlegen der Opfergaben, nach den andern als Rednerpult gedient haben. Sehr wahrscheinlich spielte ein solcher Stuhl auch bei den Initiationsriten eine Rolle, indem die Novizen der Reihe nach auf ihm Platz zu nehmen hatten und somit dem Klanvater vorgestellt und nahegebracht wurden; möglicherweise spielte aber auch das Verschlingungsmotiv mit hinein.

Eile haben », meinte der Luluai. « An Kanus ist kein Mangel, und es ist ja noch reichlich früh. Geh nur inzwischen nach dem Rasthaus; das Kanu wird dann kommen. » Aber ich merkte bereits, was mit dieser schmeichelhaften Redensart gemeint war. Doch wollte ich nicht gleich von Anfang an der Spielverderber sein. Daß im Umgang mit diesen Menschen Geduld ein erstes Gebot war und immerzu bleiben wird, war mir zur Genüge bekannt, und doch sollten die Kanaken nicht den Eindruck bekommen, daß ich mich so ohne weiteres von ihnen abspesen und für einen Narren halten ließe. Ein, zwei Stunden verstrichen, aber kein Kanu erschien. Es ging bereits gegen Mittag, und bald würde überhaupt kein Mensch mehr im Dorfe sein. Wieder begab ich mich zum Luluai, aber mehr als zuvor machte er jetzt ein ganz apathisches Gesicht und suchte mich wiederum zu beschwichtigen. « Es ist ja noch sehr viel Zeit », meinte er wieder. « Die Sonne steht ja noch nicht einmal hoch. » Es war nach wie vor dieselbe Redensart, und ich sah nur soviel, daß er mich immer wieder beschwichtigen und hinhalten würde.

Endlich erscheint ein Kanu, aber keine Boys sind zugegen. Alle seien schon nach den Pflanzungen gegangen, und die wenigen, die noch hier seien, hätten andere Arbeit zu verrichten; mit solchen Ausreden sucht mich der Luluai weiter hinzuhalten.

Ziemlich unsanft gebe ich ihm jetzt zu verstehen, daß er mir nichts vorzumachen brauche, sondern mir unverzüglich zwei, drei Boys stellen müsse, ansonst ich mich in Angoram beschweren würde.

Bald darauf erscheinen drei Boys. Sie laden das Kanu, und wir fahren ab. Aber schon bei der nächsten Flußbiegung, bei einem einzigen Haus, gibt es einen Halt. Das Kanu müsse gewechselt werden, heißt es. Ein etwas größerer Einbaum liegt am Ufer, und nach dem Umladen geht es wieder weiter. Bis zur nächsten Siedelung, *Korogo*, sind es nur wenige Minuten Fahrt, und schon wieder heißt es, das Kanu müsse gewechselt werden. Das kann ja nett werden, denké ich bei mir selbst. Hier wollen auch die Boys ihren Lohn, ich müsse hier andere Boys nehmen. Die ganze männliche Bevölkerung hat sich eingefunden. An Boys ist somit kein Mangel. Man redet und schreit auf mich ein, aber ich verstehe von allem nichts. Gleichzeitig werden mir von allen Seiten Schnitzereien herbeigebracht, unter denen verschiedenartige Haken wiederum die Hauptsache ausmachen. Daneben erscheinen schöne alte Malereien auf Sagoblattscheiden, die man bei Festlichkeiten herumzutragen pflegt, zum Teil so groß, daß ich Bedenken habe, sie mitzunehmen. Ein Rundgang durch die Siedelung überzeugt mich, daß noch viele alte Dinge in den Häusern, vor allem aber im Kulthaus vorhanden sind und daß man anstandslos bereit ist, diese gegen angemessene Bezahlung wegzugeben. Prächtige Stücke kommen zum Vorschein, so eine ganze Anzahl von Kalkkalebassen mit reich beschnitzten Zieransätzen, die allerhand Tiere darstellen; geflochtene und von Holz geschnitzte Masken, hübsche Holzschälchen zur Aufnahme von Farben, Hocker verschiedener Form und Größe, und wie ich mich im Kulthaus für eine Weile niederlasse, werden mir unter großer Geheimnistuerei auch einige Flöten und Schwirrer herbeigebracht.

Nachdem diese erworben und bezahlt sind, werden sie sorgfältig in Blätter eingepackt, damit sie ja niemand zu sehen bekomme. Gleich darauf rückt einer mit zwei modellierten Köpfen an, die zwar infolge ihres hohen Alters ziemlich beschädigt sind, aber doch wieder ausgebessert werden können. An einem Baume sehe ich auch ein paar gebleichte Schädel hängen, die ich selbstverständlich ebenfalls mitnehme, und so noch dieses und jenes Objekt.

Ordentlich beladen kehren wir zum Flusse zurück, wo ich feststelle, daß inzwischen eine Menge weiterer Stücke herbeigebracht worden ist. Es wird mir nun klar, daß ein einziges Kanu all das Gesammelte nebst meiner Ausrüstung nicht fassen kann; mindestens zwei große Einbäume werde ich zur Weiterfahrt benötigen. Alles ging schneller, als ich geglaubt hatte. An Einbäumen war hier kein Mangel, so wenig wie an jungen Leuten, aber es stellte sich heraus, daß auch sie mich nur bis zur nächsten Siedelung bringen würden. Es sei ein ziemlich weiter Weg, und unter keinen Umständen würden sie mich darüber hinaus bringen. So wurde mir schon jetzt klar, daß es große Schwierigkeiten bereiten würde, Kanus und Boys für eine größere Strecke zu bekommen. Seit Jahren war man es gewohnt, patrouillierende Beamte und die Police-Boys immer nur etappenweise von einer Siedelung zur andern zu bringen, und es schien aussichtslos zu sein, daß man für mich eine Ausnahme von dieser Regel machen würde. So würde ich genötigt sein, etwa zwanzigmal Kanus zu mieten und Boys anzuwerben und alle die vielen Objekte, von denen viele äußerst zerbrechlich waren, umzuladen. Zudem würde die Sammlung in jeder Ortschaft weiter anwachsen. Bald würden auch zwei Kanus nicht mehr ausreichen, und drei oder gar vier Kanus mieten und für ein jedes drei oder vier Boys anwerben würde mit großen Schwierigkeiten verknüpft sein. Ich hatte wieder einmal, wie schon so oft, die Rechnung ohne den Wirt gemacht, aber daran waren letzten Endes diejenigen schuld, die mich vollkommen falsch informiert hatten. Schon jetzt, am ersten Tage und beim Besuch des dritten Dorfes, zeigte sich, daß ich absichtlich oder unabsichtlich Angaben erhalten hatte, die keineswegs der Wirklichkeit entsprachen und daß sich meine Leichtgläubigkeit bitter rächen sollte.

Mit zwei vollbeladenen Booten größten Ausmaßes ging es weiter flußabwärts, und nach etwa zwei, drei Stunden erreichten wir die große Siedelung *Jentschemangua*, wo ich ein paar Tage zu bleiben beabsichtigte. Ich wurde, wie heute üblich, nach dem großen Kulthaus geführt und alle meine Sachen dorthin geschafft. Wo wäre solches in früherer Zeit der Fall gewesen, da man es nie gerne sah, wenn ein Fremder so ohne weiteres das Kulthaus betrat. Heute aber ist diesen Kultstätten jegliches Mysterium genommen. Wie es noch vor etwa dreißig Jahren im Gebiet der Humboldt-Bai und am Sentani-See der Fall war, so spielt heute auch hier das Kulthaus, soweit solche überhaupt noch vorhanden sind, mehr die Rolle eines « Rasthauses ». Daneben ist es nach wie vor die Stätte, in der sich die noch nicht verheirateten Burschen aufzuhalten pflegen. Die meisten verbringen in ihm auch die Nacht, aber immer sind auch ein paar alte Herren zugegen, wie es auch in früherer Zeit stets der Fall gewesen war. Imposant ist die ganze Bauweise. Das mächtige

Satteldach reicht fast bis zum Boden herab, während die beiden Giebel in hohe Spitzen auslaufen, die Vögel, wohl Kraniche, nebst einer kleinen menschlichen Gestalt tragen. Die beiden Frontalseiten zeigen mächtige Fratzen mit aufgesperrten Rachen, und das ganze Gebäude stellt ein Ungeheuer vor, in dessen Innern sich in früherer Zeit die Novizen befanden, die angeblich vom Ungeheuer verschlungen worden waren (Abb. 38).

Viele herrliche Dinge gab es im Innern zu sehen: auch hier einen uralten Figurenstuhl, der wohl schon lange nicht mehr benützt wurde. Aber es war auch hier zwecklos, darum zu feilschen, ob schon er von den Termiten und dem Holzwurm recht mitgenommen war; ähnlich verhielt es sich mit andern Objekten, die an den Dachbalken und Pfeilern festgebunden waren: u. a. eine sehr alte, geflochtene Maske, ehemals ein Prunkstück, aber jetzt dermaßen altersschwach und brüchig, daß ein Erwerb ohnehin nicht in Frage kam. Nicht ein einziges Stück durfte herausgegeben werden, es lag mir auch fern, weitere Angebote zu machen. Viel erfreulicher als ein allfälliger Erwerb des einen oder anderen Stückes war für mich

der Umstand, daß die Eingeborenen noch immer an diesen alten, ehrwürdigen Objekten hingen und sie nicht, wie es anderswo geschehen war, mit der Annahme des christlichen Glaubens verbrannt oder weggeworfen hatten. Auch hier hieß es wieder «They are strong too much, — strong from the ground», mit anderen Worten: sie sind unsere Beschützer, und ihnen verdanken wir unsere Lebenskraft. Vor der Vorderfront des Kulthauses, in einiger Entfernung

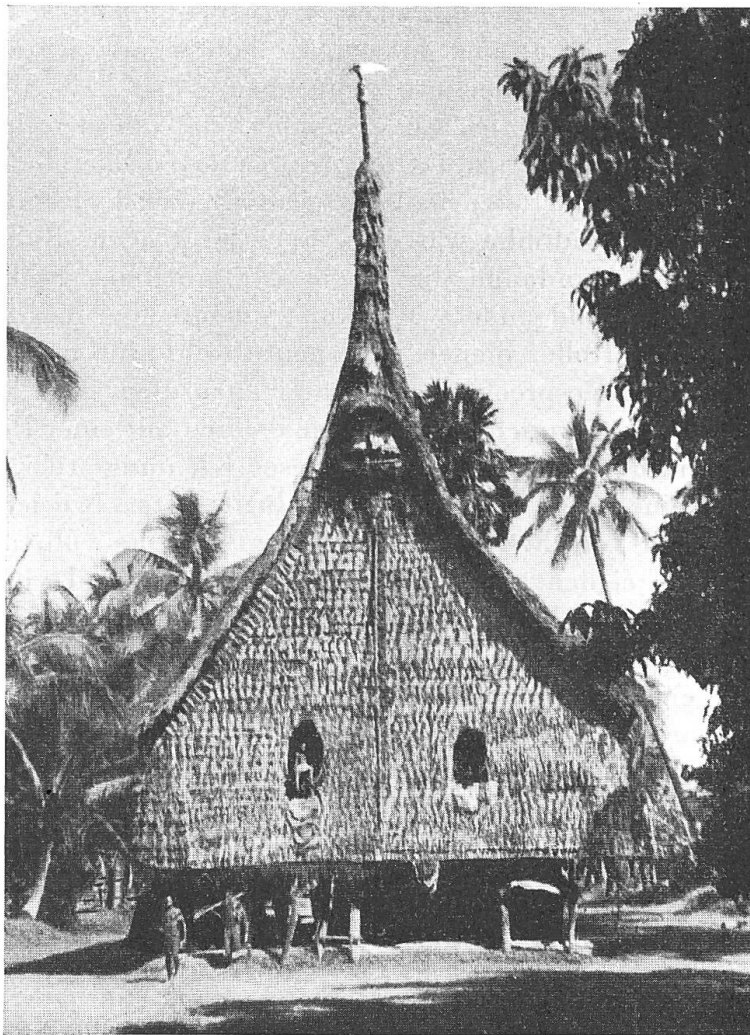


Abb. 38. Das Kulthaus von Jentschemangua am Mittellauf des Sepik (Aufnahme P. Wirz). Text S. 132 f.

des Gebäudes, standen zwei mächtige Fächerpalmen und neben ihnen etliche Hibiscusträucher, die vor langer Zeit gepflanzt worden waren. Sie waren mit einem Palisadenzaun umgeben, der an vier Stellen von überlebensgroßen männlichen, aus hartem Holz geschnitzten Gestalten unterbrochen war, und nach den vier Himmelsrichtungen orientiert; die eine direkt nach der Vorderfront des Kulthauses, die zweite nach dem Fluß und die dritte und vierte nach den entgegengesetzten Richtungen. Natürlich waren auch diese Figuren nicht zu bekommen. « They are strong from the ground » hieß es auch inbezug auf diese, und ich unterließ es, weiter darum zu fragen und Angebote zu machen.

Noch vergaß ich zu erwähnen, daß zu den kostbarsten Objekten des Kulthauses drei Schlitztrommeln gehörten, die alle drei verschiedene Größen aufwiesen. Wie allenthalben, so besaß auch hier eine jede ihren Eigennamen: Kumbragawidimba war der Name der großen, Rabiyanaguan hieß die mittlere und Mandangu die kleine. Sie spielten, wie auch die heiligen Flöten, Schwirrer und andere Musikinstrumente, bei den kultischen Riten eine bedeutende Rolle, dienen aber heute wohl bloß noch dazu, um die Männer zu wichtigen Besprechungen zusammenzurufen.

Hier bekam ich zum erstenmal einen mit einer Penistasche « bekleideten » Mann zu Gesicht. Heute ist dieses Kleidungsstück, wenn man es so nennen will, eine große Seltenheit und dürfte jetzt, wo ich dies schreibe, vielleicht gänzlich verschwunden sein, so gut wie die vollständige Nacktheit, wie sie früher bei den älteren Männern dieser Gegend vielfach üblich war. Längst haben bunte Tücher bis zu den entlegensten Siedelungen Eingang gefunden. Aber während man sich anfänglich mit einem spärlichen Lappen, später mit einem etwa bis zu den Knien reichenden Tuch begnügte, tragen heute die meisten Burschen und Männer lange, farbige Lendentücher, die bis zu den Knöcheln herabreichen. Denn gerade mit diesem Objekt lassen sich für die Händler die besten Geschäfte machen. Kommen die jungen Leute nach Ablauf ihres Kontraktes mit langen, bunten Lendentüchern bekleidet zurück, so wollen natürlich die Zuhausegebliebenen auch nicht nachstehen. Händler und Missionare sorgen dafür, daß ein jeder sein « *Laplap* » bekommt und zu jeder Zeit ein neues kaufen kann. Geldverdienen ist heute für den Kanaken eine leichte Sache. Arbeit für den weißen Mann gibt es immer, sei es auswärts oder auf einer Pflanzung oder in den Goldfeldern von Bulolo und Wau, sei es, daß man Baumstämme für das Sägewerk in Angoram beschafft oder aber sich als Boy bei einem Chinesen oder Weißen verdingt. Schließlich braucht die Regierung immer wieder junge Leute für das Polizeikorps. Viele Sepik-Boys findet man auswärts beschäftigt, bis hinunter nach Port Moresby und Samarai. Sie haben den Ruf, wenn auch nicht besonders ehrlich und zuverlässig, so doch kräftig und für alle Arbeiten geschickt zu sein.

Eine Menge von Gegenständen wurden mir im Laufe dieses und der folgenden Tage herbeigebracht. Bald kannte ich mich in jeder Hütte aus, und manches schöne Stück ging in meinen Besitz über. Bei den meisten Stücken jedoch, die ich zu kaufen oder zu tauschen begehrte, hieß es unerbittlich

« nein », oder aber der Besitzer verlangte einen Preis, den ich nicht zu bezahlen geneigt war. Es geschah denn auch mehr als einmal, daß einer, der mir etwas verkauft hatte, das Stück nachträglich wieder zurückverlangte, wenn ich später anderswo für ein ganz ähnliches mehr bezahlt hatte. So machte ich mir zur Regel, einen geforderten Preis nicht gleich zu bezahlen und abzuwarten, ob man mir nicht noch mehr herbeibringen werde. Das schönste Stück, das ich hier erhielt, war ein Figurenstuhl, ganz ähnlich demjenigen, der im Kulthaus stand, aber gleich von vorneherein als « unverkäuflich » bezeichnet worden war. Selbstverständlich zögerte ich bei diesem nicht, den hohen Preis, der dafür verlangt wurde, zu zahlen, obschon ich hinsichtlich des Transportes mancherlei Bedenken hatte. Es war ein Prachtstück, das so in meinen Besitz übergang und heute ein Unikum der Ethnographischen Sammlung des Bernischen Historischen Museums bildet (Taf. 17). Daneben wurden mir auch hier wieder geschnitzte Haken in allen möglichen Ausführungen angeboten. So häuften sich die erworbenen Gegenstände in geradezu beängstigender Weise, und mehr und mehr sah ich voraus, daß sich meine Weiterreise zu einem ernstem Problem gestalten würde, das ich unter Umständen gar nicht mehr würde meistern können. Wiederum versuchte ich, den Luluai zu bewegen, mir zwei große Kanus und Leute für die ganze Strecke bis nach Angoram zur Verfügung zu stellen, aber es hatte den Anschein, daß er mein Anliegen überhaupt nicht verstand. Schließlich mußte ich froh sein, die beiden größten Kanus bis zur nächsten größeren Siedelung zu bekommen. Ohne mich lange zu fragen, lud man, in *Jentschen* angelangt, den ganzen Kram wieder aus und überließ mich meinem Schicksal. Ich sah nun deutlich, daß es mit der Weiterreise unmöglich so weitergehen konnte, wollte ich nicht riskieren, wochenlang unterwegs zu sein und meine Sachen weitere zwanzigmal aus- und einladen und hin- und herschleppen zu lassen. Viele Stücke, wie die großen Malereien auf Sagoblattscheiden, waren ohnehin schon recht mitgenommen und altersschwach. Bald würden sie sich vollends in ihre Bestandteile auflösen. Geeignetes Packmaterial gab es nicht und mit bloßem Einhüllen der Stücke in Palmblätter war es nicht getan.

Resigniert saß ich wieder unter dem Dach eines unvollendeten Hauses und der ganze Kram lag um mich herum. Längst hatte ich den Überblick über die eingehandelten Stücke verloren. Man konnte mir in meiner Abwesenheit wieder entwenden, was man wollte, ohne daß ich es sogleich gemerkt hätte. Dazu kam die große Neugier der Leute, die wie Kinder alles sehen und anfassen wollten und natürlich auch zu wissen beehrten, was ich für die einzelnen Stücke bezahlt hatte, um mir dann sogleich weiteren Kram herbeizubringen. So wurden mir u. a. zwei große, aus schwerem Holz geschnitzte Figuren männlichen und weiblichen Geschlechts angeboten, doch konnte ich mich bloß zum Ankauf der kleineren entschließen, obschon sie ziemlich stark beschädigt, und die andere, ungleich größere und schwerere, bedeutend besser erhalten war. Auch einen weiteren Geisterstuhl brachte man herbei, aber er war vollkommen neu und dermaßen schwer, daß ich auf den Ankauf verzichten mußte.

Inzwischen verhandelte ich wieder mit dem Luluai. Ich legte alles zusammen, was ich noch vermissen konnte: eine Anzahl Äxte, große und kleine Messer, viele Stangen Tabak, mehrere Büchsen Fleisch, Reis, eine Decke und anderes mehr. « Schau », sagte ich zu ihm, « das alles soll dir gehören, wenn du mir ‚two big fellow canoes and strong fellow Kanakas‘ bis nach Angoram beschaffst. Aber ich will unterwegs nicht nochmals Kanus mieten, umladen und andere Boys anwerben. » Ich sah ihm an, wie gerne er die Sachen gleich an sich genommen hätte. Begehrlich ließ er ein Stück nach dem andern durch die Finger gleiten. « Warte », gab er nach einer Weile zurück, « ich werde die Sache mit den andern besprechen. » Bald darauf ertönte die große Schlitztrommel. Von den verschiedensten Seiten kamen die Männer herbei und ließen sich neben dem Luluai nieder. Ernst und schweigsam saßen sie da, rauchten oder kauten Betel, und es dauerte eine ganze Weile, bis das Gespräch in Gang kam und der Luluai ihnen mitteilte, weshalb er sie herbeirufen ließ. Das Palaver verlief in der üblichen Weise, ohne daß viel gesprochen wurde. Schweigsam gingen sie wieder auseinander. « Es ist nichts zu machen », sagte der Luluai, nachdem die andern gegangen waren. « Niemand kann sich entschließen, die weite Reise nach Angoram zu machen und so lange vom Dorf wegzubleiben. Ich beschaffe Dir ‚two big fellow canoes‘ bis zum nächsten Dorf und Boys zur Begleitung. Von dort wirst du ohne Schwierigkeiten weiterkommen. »

Wieder rechneten wir nach, zählten alle die Ortschaften auf, die zwischen hier und Angoram lagen und wie oft ich die Kanus und Boys zu wechseln hätte. Es blieben noch immer gut anderthalb Dutzend; ein Ding der Unmöglichkeit für mich, die Rückreise auf diese Weise auszuführen, zumal zu dieser Zeit des Jahres, wo es jeden Augenblick regnete. « Aber weshalb fährst du nicht mit Chi Li Ong zurück? » wollte der Luluai nach einer Weile wissen. « Heute oder morgen kommt er zurück. Mit ihm kannst du rasch und ohne Schwierigkeiten nach Angoram gelangen. » Richtig, daran hatte ich gar nicht mehr gedacht. Ja, heute oder morgen würde er, wie er mir gesagt hatte, zurückkehren. Schnell war mein Plan gefaßt: mit Chi Li Ong wollte ich zurückfahren und somit allen Scherereien entgehen sein.

Ich tauschte noch das eine oder andere Stück ein und brachte meine Sachen in Ordnung. Vom Fluß durfte ich mich allerdings nicht mehr entfernen, denn bald konnte das Boot herunterkommen.

Stunde um Stunde verrann, und mehr und mehr machte sich die drückende Hitze des Mittags wieder bemerkbar. Dann vernahm man das Rattern eines Motorbootes, das schnell näherkam und nach wenigen Augenblicken auftauchte. Auf mein Winken wollte der Chinese zunächst nicht achten, doch dann kam er näher ans Ufer heran, und ich bat ihn, mich wieder mitzunehmen. « Ich fahre nicht direkt nach Angoram zurück, muß noch einen Seitenfluß hinauffahren. Warten sie weiter unten, bis ich zurück bin », rief er mir zu. Aber davon konnte und wollte ich nichts wissen. « Ich muß mit ihnen zurück, koste es, was es wolle », rief ich zurück. Dann wurde angelegt, und in wenigen Augenblicken saß ich wieder auf dem Boot. Die ganze Sammlung wurde an

Bord geschafft und, so gut es ging, verstaut; die großen Stücke mußten jedoch an Deck bleiben. Der Figurenstuhl wurde am Mast festgebunden und verlieh dem Boot einen gespensterhaften Anblick. Der Chinese hatte es eilig und so konnte ich nicht kontrollieren, ob auch wirklich alles aufs Boot gebracht worden war. Kaum waren wir abgefahren, so stellte ich fest, daß ein großes Stück Segeltuch, das mir so gute Dienste geleistet hatte, nicht dabei war. Vermutlich hatte es der Luluai an sich genommen, denn die ganze Zeit hatte er schon ein Auge darauf gehabt und mich immerzu angehalten, es



Abb. 39. Mühsam wird das Boot durch einen versumpften Seitenfluß des Sepik gezogen. (Aufnahme P. Wirz). Text S. 138.

gegen ein geschnitztes Stück einzutauschen, aber ich wollte mich nicht davon trennen. Nun war ich es los, aber schließlich war es zwecklos, ihm nachzutruern.

Rasch ging es mit der Strömung den Fluß hinunter, den ich vor ein paar Tagen erst hinaufgefahren war; dann bog das Boot zur Rechten in einen Seitenarm ein. Unabsehbar dehnte sich die Grasfläche, aber dann wurden in der Ferne Berge, die Hunstein-Kette, sichtbar. Massenhaft weiße Reiher, Wasserhühner und wilde Enten belebten die Ufer und den wenig breiten Flußlauf, erhoben sich jedoch beim Näherkommen des Bootes immer rechtzeitig zu elegantem Flug, um sich weiter vorne wieder niederzulassen. Zu

beiden Seiten zogen sich schwimmende Decken von Gras, Schilf und allershand Wasserpflanzen die Ufer entlang und stießen hin und wieder nach der Mitte des Fließchens vor, so daß nur eine schmale Fahrrinne offen war. Die Sonne stand schon ziemlich tief, aber ich hatte keine Ahnung, wo wir waren und wo das Ziel der Fahrt liegen sollte. Erst beim Konsultieren der Karte stellte ich fest, daß wir dem *Tschambuli-* (oder *Tschambri-*) *See* zusteuerten. Schwieriger und schwieriger wurde das Durchkommen zwischen den schwimmenden Pflanzendecken, die stellenweise die ganze Breite des Flußlaufes einnahmen. Die Boys griffen zu den im Boot befindlichen Stangen, um die Hindernisse beiseitezuschieben, aber bald wurde auch dies ein Ding der Unmöglichkeit. Wir schienen tatsächlich festgefahren zu sein. Das Boot war jetzt vollständig von der mächtigen schwimmenden Decke umschlossen, die so zäh und dick war, daß ein Mann ohne Gefahr darauf stehen konnte. Aber auch jetzt verlor der alte Chinese nicht die Ruhe, die seinem Wesen eigen war. Er wußte ja genau Bescheid, kannte Weg und Steg und alle Tücken des Flusses und all der vielen Nebenflüsse und Lagunen. Ein kurzer Befehl, und gemächlich stiegen die Boys ins Wasser. Die einen ergriffen einen Strick und arbeiteten sich durch die zähe Masse ans Ufer, während andere sich anschickten, mit Buschmessern die schwimmende Pflanzendecke in Stücke zu schneiden und beiseitezuschaffen (Abb. 39). Ruckweise kam das Boot vorwärts. Dann kam wieder offenes Wasser, und wir fuhren weiter, bis die schwimmende Pflanzendecke abermals Halt gebot. Dieses Intermezzo wiederholte sich noch einige Male. Dann begann es rasch zu dämmern. Schwarzes Gewölk kündete ein Gewitter an. Blitze durchzuckten das Firmament. Wo mochte das heutige Ziel liegen? Jetzt hatten wir den See erreicht und kamen wieder rascher vorwärts. Dann tauchte vor uns gespensterhaft ein wenig hoher Hügel, wohl eine Insel, auf, dem das Boot zusteuerte.

Als wir anlangten, kamen auch alsbald einige Kanus herbei. Auf dem ersten besten ließ ich mich mit dem Nötigsten ans Ufer bringen, da das Boot in einiger Entfernung vor Anker gehen mußte. Auf der mit Palmen bestandenen Anhöhe befand sich ein großes Männerhaus. Viele Leute waren darin um das Feuer versammelt. Laut und lärmend ging es her. So beschloß ich, das Feldbett unter dem auf hohen Pfeilern ruhenden Gebäude aufzuschlagen. Kaum war dies geschehen, so brach das Unwetter los. Mit Besorgnis dachte ich an die großen bemalten Schilde, die wegen Platzmangel an Deck des Bootes belassen worden waren. Die Farben würden vom Regen vollständig abgewaschen werden, der Wind sie womöglich davontragen. So entschloß ich mich, nochmals aufs Boot zurückzukehren und die Malereien in Sicherheit zu bringen. Mühsam tastete ich mich in der Finsternis zum Ufer hinunter, wo die Kanus lagen, und erreichte gerade das Boot, als die ersten Tropfen zu fallen begannen. Rasch beförderte ich die gefährdeten Objekte ins Boot und kehrte zurück. Gleich darauf brach der Sturm mit aller Gewalt los. Er fegte die dünnen Blätter von den Palmen, und ich befürchtete, daß er auch mein Mückennetz davontragen würde. Oben im Hause saßen die Leute schwatzend, rauchend und die Mahlzeit einnehmend. Einer der Männer

führte jetzt das Wort und sprach mit einem Pathos, das jedem Redner zu Ehren gereicht hätte. Stunde um Stunde verrann, ohne daß er den Tonfall änderte und eine Pause machte. Er sprach Pidjin und ein Kauderwelsch, das auch bei Kenntnis der Sprache unverständlich bleiben mußte. Er pries die jetzige Regierung des Landes, die Beamten, die Polizei und es hörte sich an, als ob er die Zuhörer überzeugen wollte, wie gut sie es unter der jetzigen Regierung hätten und allen Grund, zufrieden zu sein. Immer wieder folgten die gleichen Redewendungen. Es schien, als sei er mit seiner Ansprache festgefahren und komme nicht mehr weiter. Aber zu Ende war er gleichwohl nicht. Schließlich wurde mir die Sache zu dumm, und ich rief nach oben, er möchte mit seiner Ansprache Schluß machen, — er könne sie morgen fortsetzen. Dann wurde es still. Auch das Gewitter hatte ausgetobt.

Ein strahlender Morgen brach an, und weiter ging's über die spiegelglatte Wasserfläche, auf der sich wiederum Tausende und Tausende von Wasservögeln tummelten. Dann kam wieder eine schmale Wasserstraße, wo das schwimmende Gras uns von neuem zu schaffen machte. Immer wieder mußten die Boys ins Wasser und die schwimmende Pflanzendecke zerteilen. So ging eine Menge Zeit verloren. Dann erreichten wir gegen Mittag Tschambuli, eine große, eigenartige Siedelung, die zwei guterhaltene Kulthäuser aufwies. In einiger Entfernung von ihnen befanden sich große aufgerichtete Steine, denen zweifellos kultische Bedeutung zukam. Sie waren vor langer Zeit von Menschenhand hierher geschafft worden, aber wie und wann das geschah, wird wohl niemals festgestellt werden können. Man bot mir auch hier wieder eine Anzahl hübsch geschnittener Kalkkalebassen mit Zieransätzen, die allerhand Tierfiguren darstellten, zum Tausch an, und in einem der Kulthäuser entdeckte ich im Dachgebälk eine eigenartige, aus Gras und gespaltenem Bambus verfertigte Figur, die mir ohne weiteres veräußert wurde.

Der Chinese machte inzwischen gute Geschäfte. Eifrig wurde vom Boot aus gehandelt: Tabakpfeifen, Angelhaken und Angelschnüre, Fläschchen mit billigem Parfüm, Glasperlen, kleine Messer und Spiegel fanden reißenden Absatz.

Dann ging es weiter zur nächsten großen Siedelung, die wir gegen Abend erreichten. Auch hier gab es zwei große, schöne Kulthäuser, aber sie waren so gut wie leer. Wohl aber trug das Dachgebälk eines jeden eine mächtige geschnittene Figur, die jedoch nicht entfernt werden konnten, und abgesehen davon, nie und nimmer veräußert worden wären. Wohl aber fand sich in den Wohnhäusern manches gute Stück, das mir anstandslos verkauft wurde: Kochtöpfe von verschiedenster Form, beschnittene Haken, Hocker, Kalkkalebassen und vieles andere mehr. Mir reichlich Zeit lassend, stöberte ich in allen Hütten herum, wogegen niemand etwas einzuwenden hatte. Im Gegenteil, man schien froh zu sein, manches alte, wertlose Stück gegen gute Bezahlung absetzen zu können. Auch hier schlafen die Leute, zu mehreren beisammen, unter großen, mit Basttüchern überspannten Gestellen, die die Mückennetze ersetzen sollen. Man vermag sich kaum auszumalen, welche Hitze unter einem solchen « Mückennetz » herrscht, zumal sie von mehreren

Personen gleichzeitig benützt werden. Aber die Menschen hier sind von klein auf daran gewöhnt, wie auch an die Moskitoplage tagsüber, die vor allem zur Regenzeit für den Weißen eine geradezu infernalische Plage bedeutet.

Am andern Morgen ging es weiter. Das Boot war jetzt vollbesetzt mit Menschen, so daß an Deck kaum mehr ein Plätzchen zum Sitzen war. Viele Boys hatte der Chinese hier und in Tschambuli auftreiben können, um sie nach Angoram zu bringen, wo sie auf dem Office den Kontrakt unterzeichnen sollten. Es war gut, daß die Fahrt ihrem Ende entgegenging, denn mit dreißig, vierzig Busch-Kanaken auf engem Raum stunden- und tagelang zusammengepfercht sein, ist wahrhaftig kein Vergnügen.

Bald waren wir wieder im Hauptfluß angelangt und fuhren durch bis Timbunke, wo ich nochmals das Vergnügen hatte, den inzwischen wieder zurückgekehrten « frommen Mann » zu sehen, vermied es jedoch, mit ihm auch nur ein Wort zu wechseln.

Die letzte Nacht verbrachten wir wieder in Jabuai, nachdem der Chinese noch zwei weitere Ortschaften anlaufen ließ, wo abermals etliche Boys an Bord genommen wurden. Nun war es tatsächlich mit « Rekrutierungsmaterial » angefüllt. Nicht bloß für mich, auch für den Chinesen war die Fahrt ein voller Erfolg gewesen.

Am folgenden Morgen erreichten wir Angoram, wo ich mich sogleich ans Verpacken der Sammlung machte. Bei Chi Li Ong kaufte ich sämtliche vorhandenen Kisten zusammen, aber damit war mir keineswegs gedient. Nur die kleinen Objekte vermochten sie zu fassen. Zum Glück konnte ich vom Sägewerk geeignetes Material zur Anfertigung von Kisten kaufen, aber dann fehlte es wieder an Nägeln, doch wurde auch diese Schwierigkeit überwunden. Eine große Genugtuung war mir, daß Chi Li Ong sich bereit erklärte, meine Sammlung in seinem Boot nach Madang mitzunehmen, während ich selbst vorzog, diesmal das Flugzeug zu besteigen, das mich in weniger denn zwei Stunden nach Madang zurückbrachte.